



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Für die Reichshauptstadt. 2

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wesen in ganz unglaublicher Weise ausgebildet. In Bremen, einer Stadt von 215 000 Einwohnern, gebe es 312 Vereine, darunter 15 Stenographie-, 51 Gesangs-, 8 Instrumentalmusik-, 20 Turn- und 20 Kriegervereine.

Den deutschen Pädagogen widmet Huret ein ganzes Kapitel, um ihre weltbekannte Überlegenheit über alle andern in das rechte Licht zu rücken. Alle Bedingungen seien so gestaltet, daß das bestmögliche Resultat erreicht werden müsse. Schon äußerlich betrachtet sei die deutsche Schule ein Muster von Hygiene und Reinlichkeit, und die Gewöhnung hieran und die unerbittliche Schuldisziplin sei ein Schatz, den die Schüler für ihr ganzes Leben aus der Schule mitnähmen. Die innere Arbeit der vielen Schulen, die er besucht habe, sei geradezu musterhaft. Überall herrsche das für den Lehrer so anstrengende Frageßystem, während sich in Frankreich der Lehrer fast ganz mit dem Vortrage des Lehrstoffes begnüge. Auf die Individualität eines jeden Schülers werde vom Lehrer eingegangen und immer erst dann zu einem neuen Thema übergegangen, wenn das alte von allen Schülern begriffen worden sei. Sehr bedenklich aber sei es, daß den Schülern so viel Religion und keine Philosophie gelehrt werde. Auch die Universitäten Preußens würden von religiösen Einflüssen beherrscht, und deshalb würde z. B. der „große Biologe“ Häckel nicht an die Berliner Universität berufen! Unbestreitbar aber sei, daß der Siegeslauf, den deutsche Industrie, Handel und Schifffahrt genommen haben, zum großen Teile der „erstklassigen“ Ausbildung der Deutschen auf den wissenschaftlichen und auf den Fachschulen zu verdanken sei. Bewundernswert sei auch das deutsche System der Verbindung von Theorie und Praxis, wonach die jungen Techniker der Hochschulen zunächst auf dem von ihnen gewählten Gebiete praktisch tätig sein müssen, ehe ihre Ausbildung als vollendet betrachtet wird, während in Frankreich noch die graue Theorie Alleinherrscherin sei und es vorkomme, daß ein Mineningenieur noch niemals in einem Bergwerk gewesen sei.



für die Reichshauptstadt

2



höchst abenteuerliche Vorstellungen von dem in den Berliner Vergnügungen herrschenden Geiste sind im Lande weit verbreitet, als wären sie — hier etwas feiner, dort etwas gröber — wahre Orgien moralischer Leichtlebigkeit. Daß in einer Riesenstadt Ausschreitungen auf diesem Gebiete vorkommen, kann niemand wundern. In einem Milieu, wo oft genug große Reichtümer im Handumdrehen erworben werden, werden die Parvenüs niemals aussterben und ebensowenig ihre unangenehmen Gepflogenheiten. In der Tat, es gibt Kreise

in Berlin, in denen man sich eine befriedigende Geselligkeit nicht anders als in der Form üppiger Gelage verbunden mit mehr oder weniger schlüpfriger Unterhaltung bis zum frühen Morgen denken zu können scheint. Aber das sind doch nur Ausnahmen. Im allgemeinen ist sogar da, wo der raffinierteste Luxus kultiviert wird, weder Maßlosigkeit in der Ausdehnung der Vergnügungen noch Ausgelassenheit und Anstößigkeit in der Unterhaltung zu finden. Die noch vor dreißig Jahren übliche Dinerzeit um 5 Uhr Nachmittags wird jetzt meist auf 7¹/₂ Uhr Abends gelegt, nicht etwa, um so eine nächtliche Schwelgerei zu ermöglichen, sondern um den Gästen die Arbeitszeit des Tages nicht zu verkümmern. Eine sehr verständige Neuerung! Und um 11, höchstens um 12 Uhr sind diese Festlichkeiten zu Ende. Sollte es in der Provinz *ceteris paribus* irgendwo „strenger“ zugehen?

Und nun gar erst die untern Klassen! Niemand wird so töricht sein, den diese beherrschenden Geist etwa nach dem — übrigens keineswegs extravaganteren — Leben in den Wirtshäusern der Arbeiterviertel beurteilen zu wollen. Im großen und ganzen ist der Berliner Arbeiter hervorragend fleißig und häuslich. In der Woche ist wenig von ihm zu sehen. Wer am Tage die langen geraden Straßenzüge des Nordens und des Ostens durchwandert, stößt vorwiegend auf Kinder, die ihm durch ihre gute Kleidung und meist auch durch ihre gesunde Gesichtsfarbe auffallen. Spuren einer allgemeinen Viederlichkeit, die das Vorurteil hier vielleicht erwartet hat, sind nicht zu entdecken. In keiner andern Weltstadt reichen die Arbeiterquartiere im Punkte der Sauberkeit an die von Berlin heran. Will man aber das sogenannte niedere Volk unsrer Reichshauptstadt beim Vergnügen beobachten, dann suche man am Sonntag Nachmittag im Sommer in der weiten Umgebung die Stätten auf, wo noch heute angeschrieben steht: „Hier können Familien Kaffee kochen.“ Eine harmlosere Fröhlichkeit ist nicht zu denken, als sie sich hier dem staunenden Wanderer in Hunderten immer wechselnder Bilder entrollt. Wie oft suchst du in den Bergen oder auf dem platten Lande vergebens nach einem echten Familienidyll! An den Ufern der Oberspree und der Dahme, am Tegeler See und in der Jungfernheide, im Grunewald und an der Havel findest du sie in Hülle und Fülle. Das ist keine sentimentale Schönsfärberei. Gewiß, auch hier fehlen die Ausnahmen nicht. Trotzdem darf man behaupten: Alles in allem gibt es kein gesitteteres Volk als das von Berlin.

* * *

Den dunkelsten Schatten werfen für den Außenstehenden auf die Moralität der Reichshauptstadt die Schilderungen gewisser Begleiterscheinungen des Berliner Nachtlebens. Man meint, die Art, wie sich das Laster auf offener Straße breit mache, könne nicht ohne nachteiligen Einfluß auf das sittliche Empfinden der ganzen Bevölkerung bleiben. Ohne Zweifel wird damit ein

wunder Punkt der schlimmsten Art berührt. Aber auch hier kann ein gerechtes Urteil nur mit kühler Erwägung der wirklichen Verhältnisse gefunden werden. Die Prostitution aus der Welt schaffen zu wollen, wäre ein aussichtsloses Unternehmen. Sie hat bestanden, solange wir eine Geschichte der menschlichen Kultur kennen, und sie wird wohl weiter bestehen, solange die Menschen Menschen bleiben. Auf dem Wege wenigstens, auf dem die Verkünder einer auf den Trümmern der heutigen Zivilisation zu errichtenden neuen Gesellschaft ihre Abschaffung in Aussicht stellen, würden wir nur aus dem Regen in die Traufe geraten. Die Frage aber, wie die Prostitution am zweckmäßigsten zu über-
wachen und einzudämmen sei, um die Gefährdung der moralischen und der physischen Gesundheit des Volkskörpers wirksam zu verhüten, hat allezeit zu den umstrittensten Problemen der Polizei gehört. Gegen die in Berlin seit nahezu einem halben Jahrhundert befolgte Methode läßt sich manches einwenden. Von Zeit zu Zeit eröffnet ein Strafprozeß erschreckende Einblicke in das Treiben der Dirnen und ihrer bestialischen Zuhälter, und jedesmal ist das betrübendste die Wahrnehmung, daß achtbare Leute, Erwachsene und Kinder, ohne ihr Zutun, nicht selten ahnungslos mit diesem Auswurf der Menschheit unter einem Dache haufen. Ein Schrei der Empörung geht dann durch die Presse, durchgreifende Änderungen der Praxis werden verheißen, bis der nächste Fall erkennen läßt, daß alles beim alten geblieben ist. An der Stelle, die die Verantwortung trägt, bleibt man offenbar der Überzeugung, daß andre Methoden ihre noch bedenklicheren Seiten haben.

Es ist unmöglich, die Streitfrage hier zu entscheiden. Das aber darf mit Bestimmtheit behauptet werden, daß zum mindesten eine schlimmere Rückwirkung auf die allgemeine Moralität als in andern Großstädten nicht zu beweisen ist. Man spricht von der hohen Zahl der unehelichen Geburten. Allerdings, Berlin steht damit wohl unter allen deutschen Städten an der Spitze. Im Jahre 1904 waren 16,3 Prozent der Geburten unehelich, während die entsprechende Zahl für ganz Preußen nur 7,1, für das Deutsche Reich 8,4 Prozent beträgt. Gerade in Berlin aber hat es mit den unehelichen Geburten eine eigne Bewandtnis. Es ist ein von Mädchen, die in der Provinz einen Fehltritt getan haben, überaus häufig angewandter Trick, sich schleunigst nach Berlin zu vermieten, um hier, unbeobachtet von den Bekannten daheim, ihre Niederkunft abzuwarten. Die Polizei von Großberlin, die Ärzte und zahllose Hausfrauen wissen davon zu erzählen. Die Berliner Stadtverwaltung verfährt mit diesen unglücklichen, in vielen Fällen aufrichtig bedauernswerten Personen sehr human, unbekümmert darum, daß sie die Geburtenstatistik der Reichshauptstadt mit einem starken Makel belasten. Der aber, der aus dieser Statistik allgemeine Schlüsse auf die Sittlichkeit ziehen will, wird diese eigenartige Tatsache nicht übersehen dürfen. Wieviel von den unehelichen Geburten in Wirklichkeit „den Berlinern“ in Rechnung zu stellen ist, läßt sich überhaupt nicht feststellen. Dagegen dürfen sie verlangen, die erfreuliche Tatsache, daß

ihre Stadt mit der Zahl der Eheschließungen im ganzen Reiche obenan marschiert, zu ihren Gunsten ausgelegt zu sehen. Im Jahre 1904 kamen auf 1000 Einwohner Eheschließungen in Berlin 10,6, in ganz Preußen dagegen nur 8,1, im Reiche 8.

Stichhaltige Symptome, die das Vorurteil einer moralischen „Minderwertigkeit“ der Berliner Bevölkerung rechtfertigen könnten, gibt es nicht. Die Kriminalitätsstatistik weiß nichts davon, daß sich die Reichshauptstadt durch Zahl und Schwere der Verbrechen vor andern Städten oder Gegenden — selbstverständlich verhältnismäßig betrachtet — hervortäte. Und dabei ist notorisch, daß eine solche Riesenstadt von den raffiniertesten Verbrechern der Provinz vielfach als Zufluchtsort aufgesucht wird, in der Hoffnung, hier untertauchen und sich dem Auge der Polizei leichter entziehen zu können. Wenn dies berücksichtigt wird, dürfte sich am Ende aller Enden ergeben, daß der moralische Gesamtzustand der Berliner Bevölkerung zum mindesten nicht niedriger zu bewerten ist als der der Nation überhaupt.

* * *

Wozu diese Verteidigung? Nicht im Interesse der Berliner ist sie geschrieben worden; diese haben sie nicht nötig. Sie soll den Deutschen insgesamt zum Bewußtsein bringen helfen, wie sie sich ins eigne Fleisch schneiden, wenn sie in die Verunglimpfung ihrer Reichshauptstadt einstimmen. Noch heute gibt es freilich viele, die Berlin als solche nicht anerkennen wollen. Es sei die Hauptstadt von Preußen, meinen sie, eine „Reichshauptstadt“ aber gebe es in dem föderativen deutschen Staatswesen überhaupt nicht. Was will eine solche staatsrechtliche Lüstelei besagen gegenüber der Wucht der tatsächlichen Entwicklung? Berlin ist in weit höherm Maße Reichshauptstadt geworden, als sich nach der Verfassung des Reichs hätte erwarten lassen. Und zwar ohne jede künstliche Mache, rein durch das Gewicht des natürlichen Bedürfnisses. Wer veranlaßt zum Beispiel den Bund der Landwirte, zum Sitz seiner jährlichen Riesenversammlung immer nur Berlin zu wählen? Liebe zu den Berlinern doch ganz gewiß nicht, sondern nur die Erwägung, daß diese Veranstaltung mit allem, was mit ihr zusammenhängt, sonstwo als in dieser Riesenstadt überhaupt nicht durchführbar wäre. Es ist eben nicht anders: eine politisch und wirtschaftlich geeinte Nation bedarf eines Zentrumpunktes, in dem alle großen materiellen und geistigen Strömungen ihres Lebens zusammenfließen. Gebe man es zu oder nicht, von Jahr zu Jahr mehr ist es der Herzschlag des deutschen Volks, den wir in Berlin vernehmen. Und weil dem so ist, darum schmähen wir uns selbst, wenn wir Berlin und die Berliner schmähen. Haben wir nicht vielmehr reichlich Grund, auf unsre Reichshauptstadt stolz zu sein? Kaum jemals in der Weltgeschichte ist ein großes Stadtgebilde auf einem von der Natur so wenig begünstigten Boden so herrlich

emporgewachsen wie hier. Nicht mit Unrecht hat man oft gesagt, Berlin verdanke den Hohenzollern, was es sei. In der That, wie dies Herrschergeschlecht den preussischen Staat recht eigentlich gemacht hat, so auch dessen Hauptstadt. Aber die volle Wahrheit bleibt deshalb doch, daß Berlin niemals geworden wäre, was es ist, ohne die Tüchtigkeit seines Bürgertums. Im Vergleich zu andern großen Kapitalen — von Rom, wo ganz außerordentliche Verhältnisse obwalten, braucht man nicht erst zu reden, es genügt, an Paris zu denken — ist für Berlin vom Staate, abgesehen von den diesem in seiner Gesamtheit dienenden Einrichtungen, niemals sonderlich viel geschehen, geschieht wenigstens heute nur noch recht wenig. Und nun gar das Reich! Hat es auf seine Hauptstadt jemals mehr verwandt, als was die Zwecke seiner eignen Verwaltung unumgänglich erheischten? Wohl strömt Berlin aus dem ganzen Reiche die wirtschaftliche Nahrung zu; aber man könnte nicht sagen, daß der eine Teil immer nur der empfangende, der andre immer nur der gebende sei; sie sind beide beides zugleich. Berlin ist sich der großen Aufgabe, die ihm in unserm nationalen Staatswesen zufällt, voll bewußt, und es erfüllt sie aus sich heraus, ohne fremde Unterstützung, glänzender, als auch hochgespannte Ansprüche erwarten dürften.

Ab und zu spotten tatendurstige Stürmer und Dränger über philiströse Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, zum mindesten über Mangel an „Großzügigkeit“ in der Stadtverwaltung, und auch wohlwollendere Kritiker werden das Werk dieser nicht als das absolut Vollendete preisen wollen; aber wer das, was in Berlin tatsächlich geleistet wird, der sehr mäßigen Inanspruchnahme der Steuerkraft seiner Bewohner gegenüberstellt, wird rückhaltlos anerkennen müssen, daß hier freimütiges Verständnis für die Bedürfnisse einer unabsehbaren Fortentwicklung und weise Sparsamkeit mustergiltig gepaart sind. Und dabei sind obendrein Schwierigkeiten ganz besondrer Art zu überwinden. Das unglaublich großartige Wachstum der Vororte, insbesondre Charlottenburgs, Schönebergs und Wilmersdorfs, bereitet der Metropole, weil ihr dadurch in stets sich steigendem Maße ein großer Teil der besten Steuerkräfte entführt wird, schwere finanzielle Sorgen und hat mancherlei Reibungen zwischen den verschiednen Gemeindeverwaltungen sowie widerwärtige Belästigungen des Publikums zur Folge. Leider werden diese Verhältnisse wohl erst den Gipfel der Unerträglichkeit erreichen müssen, bis alle beteiligten Kreise zur Verständigung über die beste Form einer einheitlichen Verwaltung von Großberlin gelangt sind. Inzwischen aber stürmt die wunderbare Entwicklung rastlos weiter. Immer von neuem erstaunt der Blick ob dieser üppigen Fülle des Werdens. Der Kopf mag einem schwindeln angesichts der kühnen Pläne, die die Zukunft Berlins schon auf ein halbes Jahrhundert hinaus festzulegen suchen. Aber auch das, was auf sicherem Boden steht, was schon beschlossen ist und sich greifbar zu formen beginnt, ist gewaltig genug, dem Beschauer den tiefsten Respekt einzusflößen. Dies um so mehr, als man im großen und

ganzen immer wieder den Eindruck empfängt: hier ist kein Schwindel, sondern solide Grundlage und gesundes Wachstum. Kaum irgendwo sonst im deutschen Vaterlande mag es im Reiche der materiellen Güter ein erfreulicheres Bild geben, als dies so gigantisch sich dehnende und reckende Berlin. Es ist die aller Welt sichtbare Verkörperung des gewaltigen Aufschwungs unsrer gesamten Volkswirtschaft.

Aber ist es vielleicht nur die wirtschaftliche Errungenschaft, deren wir uns an diesem Bilde freuen dürfen? Man kennt die Klage, daß unter der plumpen Gier des materiellen Gewinnens und Genießens jedes edlere Streben erstickt werde, daß sich der geistige Charakter Berlins seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts höchst unvorteilhaft verändert habe. Eine starke Wandlung ist in ihm eingetreten, das ist wahr. Das geistige Leben dieser jüngsten der großen europäischen Hauptstädte hat zu keiner Zeit, wie das anderer, den Stempel einer alten, mehr als tausendjährigen Kultur tragen können. Um so stolzer war man darauf, ihm durch seinen unmittelbar eignen Wert eine Bedeutung gegeben zu haben, die aller Welt Achtung abnötigte. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es der wissenschaftliche Geist, der Berlin in hohem Grade seine Eigenart verlieh. Es war die Zeit, wo die Hegelsche Philosophie nicht allein die Gelehrtenwelt beherrschte, sondern die ganze höhere Gesellschaft in ihren Bannkreis zog. Was dieser Gesellschaft an Glanz und Reichtum abging, ersetzte sie durch eine Höhe der allgemeinen Bildung, die von Freund und Feind bewundernd, wenn auch nicht immer ohne neidischen Spott anerkannt wurde. Ist es zu verwundern, daß die Verehrer solcher geistigen Vornehmheit — und es gibt ja noch Lebende genug, die die Berliner Atmosphäre jener Tage geatmet haben — verächtlich auf den, wie sie meinen, banausischen Zug der Gegenwart herabschauen? Aber das philosophische Zeitalter mußte von selbst aufhören, sobald die öffentliche Meinung durch die Einführung des Konstitutionalismus mit Macht auf die praktische Politik hingedrängt wurde. Und dazu kam, daß der Philosophie, während sie sich hochmütig im Besitze der Alleinherrschaft wähnte, sozusagen im eignen Schoße der Todfeind erstand, die Naturwissenschaft, die, in ihren verschiedenen Zweigen auf das reale Leben angewandt, die großartigste friedliche Umwälzung, insbesondere auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete, bewirken half, die die Menschheit je gesehen hat. Und in dieser neuen Ära hat nicht nur die Berliner Wissenschaft die Führung gehabt, nirgends sonst hat sie auch für die praktische Verwertung ihrer Ergebnisse einen bereitwilligern und fruchtbarern Boden gefunden als in der Reichshauptstadt. In dem dadurch erzeugten ruhelosen Wettkampfe liegt nicht am wenigsten die Quelle des Sagens und des Hastens, wodurch das heutige Berliner Leben gekennzeichnet wird.

Freilich, für stille geistige Vertiefung ist in dem brausenden Lärm dieser ungeheuern Stadt kaum noch der geeignete Ort. Wer sie sucht, der gehe dahin,

wo er sie findet. Nur törichte Beschränktheit kann behaupten, allein in Berlin sei für Deutsche ein Leben des Lebens wert zu führen. Berlin wird niemals eine Stätte ruhigen Genießens werden, weder in materieller noch in geistiger Beziehung. Selbst die Ausländer, wenn sie auch in noch immer größerer Zahl kommen mögen, werden hier stets ganz überwiegend praktischen Zwecken nachgehn. Zum Belustigungsfeld für internationale Globetrotter hat Berlin, ganz abgesehen von andern Eigenschaften, schon seiner geographischen Lage wegen nicht das Zeug. „Arbeit!“ lautet das harte Gesetz, das die Natur dieser Stadt schon in die Wiege gelegt hat; Arbeit ist allezeit Berlins schönster Ruhmestitel gewesen, und auch als Reichshauptstadt wird es in diesem Zeichen der ganzen deutschen Nation ein Vorbild bleiben, dessen weithin strahlendes Licht einzelne dunkle Flecken nicht mindern können.



Ein Kompendium der Rechtswissenschaft für Laien



Laum ein andrer Band der verdienstvollen Hinneberg'schen Sammlung*) wird so allgemein willkommen heißen werden wie der dritte der unten genannten. Über die orientalischen Religionen zum Beispiel findet der Laie das Notwendigste in einer guten Weltgeschichte, über die orientalischen Literaturen belehren zahlreiche Literaturgeschichten, aber ein Kompendium der Rechtswissenschaft, das nicht für Studierende dieses Fachs abgefaßt, das allgemein verständlich und sogar anziehend geschrieben wäre wie das vorliegende, dürfte es bisher nicht gegeben haben; und doch will sich auch der gebildete Laie über diese hochwichtige, in alle Lebensverhältnisse eingreifende, heute in allen ihren Teilen praktisch und theoretisch heftig umstrittene Materie unterrichten. Der stattliche und schöne Quartband hilft also einem wirklichen Bedürfnis ab. Rudolf Stammeler führt in das schwierige und vielverzweigte Gebiet ein mit einer Abhandlung über das Wesen des Rechts und der Rechtswissenschaft. Den Ansichten der drei Schulen: der naturrechtlichen, der historischen und der materialistischen stellt er seine eigne gegenüber, die er vor elf Jahren in dem Buche: „Wirtschaft und Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung“ ausführlich begründet

*) Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von Paul Hinneberg. 1. Teil der Abteilung III, 1: Die orientalischen Religionen; 9 Mark. — 1. Teil der Abteilung VII: Die orientalischen Literaturen mit Einleitung: Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker; 12 Mark. — 2. Teil der Abteilung VIII: Systematische Rechtswissenschaft; 16 Mark. Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1906. Siehe das 17. Heft 1906 und das 5. Heft 1907 der Grenzboten.